

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und wieder mußte sie über seine Worte nachdenken, die er zum Schluß gesprochen. Ganz gewiß, sie hatte sie ihm nicht übelgenommen. Im Gegenteil, das Vertrauen zu ihr, das er damit geoffenbart, erfüllte sie fast mit Stolz. Also ein Suchender war er. Nach dem heiligen Feuer.

Ganz eigen ward ihr über diesem Sinnen. Das Wort, das so hoch und ernst klang, weckte ein Echo in ihren eigenen Empfindungen. War nicht auch in ihr solch Sehnen?

„Mein gnädiges Fräulein — hab' ich also endlich doch einmal das Glück?“

Sie schrak auf. Petersen verneigte sich vor ihr.

„Geben Sie mir die Ehre dieses Walzers?“ Und er nickte zu der Musik hinüber.

„Bedanere sehr — aber ich bin noch müde. Das viele Herumlaufen mit meinen Blumen —“

Die Miene, mit der sie ablehnte, verriet, wie sehr er sie gestört hatte. Petersen bemerkte es:

„Es scheint, ich komme ungelegen?“

„D —“

Aber er beharrte:

„Ich habe überhaupt das Empfinden, ich komme Ihnen eigentlich immer ungelegen.“

Gerda fühlte: da war die Entscheidung! Er war des ewigen Ausweichens von ihrer Seite endlich müde. Er drängte auf Klarheit.

Aber während sie es dachte, war ihr Auge schon wieder drüben bei jener Gruppe — bei ihm, der ihre Gedanken beherrschte. Sie sah, wie er sich jetzt von der Prinzessin verabschiedete und nun um sich blickte. Wen suchte er?

„Es scheint, gnädiges Fräulein haben meine Frage gar nicht gehört.“

Etwas nervös sagte es Petersen und forschte in ihren Augen. Aber da sah er es plötzlich in ihrem Gesicht aufschimmern, einen beglückenden, strahlenden Schein, der ihrer Schönheit etwas Hinreißendes gab, und langsam wandte sie sich jetzt dem Frager neben ihr zu:

„Doch, ich hörte Ihre Frage, Herr Petersen, nur — muß ich wirklich darauf antworten?“

Und der Blick, der ihn traf, war so berecht, daß er sich plötzlich verneigte:

„Nein, mein gnädiges Fräulein. Es bedarf dessen in der Tat nicht mehr.“

Er ging. Da atmete sie tief auf. Wie befreit von einem Druck.

Als Heinz Kessler dann zu ihr trat, blickte er sie verwundert an.

„Wie sehen Sie aus?“

„Nun, wie denn?“

„Als ob Ihnen eben etwas sehr Angenehmes widerfahren wäre.“

Sie mußte lachen.

„Vielleicht ist es auch so.“

Einem Moment blickte er ihr schweigend in die Augen, aus denen ihn die Jugend anlachte, die schönheitsfette, blühende Jugend. Und von der Linde her lockte ein weicher Walzer:

„Bitte!“ jagte er da leise und bot ihr den Arm.

Aber sie zögerte.

„Ich habe eben erst einem anderen Herrn einen Tanz abgeschlagen.“

„Ist das ein Grund?“

In seinem Auge, das über sie geneigt war, sah sie es plötzlich aufleuchten — sieghaft und werdend zugleich.

„Kommen Sie!“

Und schon fühlte sie seine Hand unter ihrem Arm. Da gab sie ihren Widerstand auf und folgte ihm zur Linde.

Noch nie hatte Gerda so getanzt wie diesen Walzer. Walter Kullburg stand unter den Zuschauern. Und als er sie so im Arm Kesslers sah, mit geschlossenen Augen und leise hintenüber geneigtem Kopf, ganz weiche Hingabe, da wandte er sich still ab. Er hatte genug gesehen. Planlos irrte er im Gewühl des Festes einher. Unter den Vielen, den Lachenden und Genießenden, ein Einsamer.

Der Tanz war zu Ende. Aber immer noch unter seinem Bann schritt Gerda am Arm Kesslers dahin. Willenlos seiner Führung sich hingebend. Ihr war, als habe er da eben in diesen Minuten, wo sein Arm sie umfing, von ihrer Person Besitz ergriffen. So empfand sie jetzt nur instinktiv: ja, das tat gut — hier im Köhleren. Und tief hob und senkte sich ihre junge Brust.

Sie schritten in einen der Tarusgänge. Die scharfgeschnittenen Schatten der künstlichen Hedenformationen fielen im Schein der Bogenlampen vor ihnen über den Weg hin, in phantastischen Gebilden. Als wären sie in einem Zauber-garten. Weich umfing sie die Nacht, und dazu die gedämpfte Musik vom Tanzplatz. So lockend, alles innerste Sehnen auslösend.

„Ist das schön!“ Gerda hörte es plötzlich im halben Flüster, nahe an ihrem Ohr. „Wie danke ich Ihnen!“

Und sie fühlte ihre Hand ergriffen, die ihm im Arm ruhte, mit schneller Bewegung emporgezogen an seine Lippen.

Ein Schauer durchraun sie. Aber sie entzog ihm im selben Moment die Hand.

Er wollte weitersprechen, doch eine Gruppe von Gästen, die ihnen entgegenkam, gebot ihm Schweigen.

Das laute Lachen und Schwagen der anderen zerstörte den Hauber, der über ihnen gelegen hatte. Gerda hatte sich wieder.

„Bitte, führen Sie mich zurück.“

Sie fühlte, wie er nur widerstrebend gehorchte, aber er folgte ihrem Wink. Und sie ging für den Rest des Abends nicht mehr von ihrem Plaze.

Das Fest war zu Ende, man war wieder daheim. Die Schwestern waren auf ihr Zimmer gegangen, aber sie dachten beide heute nicht ans Zubettgehen. Gerda saß am offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und blickte hinaus ins Dunkle. Auch Astrid war entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit sehr schweigsam und von einer seltsamen Unruhe befallen. Sie kamte in allen ihren Schüben, aber ohne rechten Zweck. Dann und wann trat sie auch in die Tür, als lauschte sie hinüber in die Räume der Eltern.

Gerda fiel schließlich dies sonderbare Wesen auf.

„Was hast du denn nur, Astrid?“

„Ich — o nichts.“

Und die Jüngste wendete sich hastig wieder von der Tür ab. Gerda sah sie nur groß an.

Eine Weile machte sich Astrid dann abermals an ihrer Kommode zu schaffen. Plötzlich aber fragte sie, doch ohne sich umzusehen:

„Sag' mal, Gerda — aber auch aufrichtig — rechnest du eigentlich noch mit Peterfen?“

„Rechnen? Das hab' ich nie getan.“

„Na ja — aber laß uns doch nicht Worte klaben. Du weißt doch, wie ich's meine.“

„Ah — also das ist's!“

Und Gerda blickte auf die Schwester, mit einem plötzlichen Verstehen. Einige Momente gefiel sie sich darin, Astrids nervösem Herumkranken zuzusehen. Wie diese auf ihre Antwort wartete! Aber dann umspielte ein Lächeln ihre Lippen.

„Sei ohne Sorge, ich gönne ihn dir — neidlos!“

„Du! — Ist das wirklich wahr?“ Astrid schnellte förmlich empor und hing nun der Schwester am Hals. „Ich glaube nämlich — es ist sogar so gut wie sicher — er kommt morgen um mich anhalten!“

Gerda entzog sich den verschwenderischen Küffen der Jüngsten.

„Spar' dir das lieber für morgen,“ riet sie und fügte hinzu: „Mama weiß es wohl schon?“

„Ja, ich habe ihr schon vorhin, auf dem Heimwege —“

„Ah so,“ nickte Gerda, „dann ist jetzt grade der kritische Moment.“

Und auch sie lauschte unwillkürlich ein paar Augenblicke hinaus in das stille Haus. Klang da nicht gerade des Vaters Stimme ziemlich erregt?

„Ach du — ich bin ja so in Angst!“ klagte Astrid.

Aber Gerda lächelte überlegen.

„Nur keine Angst — du kriegst deinen Klaus schon. Daß Mama nur machen.“

Doch dann griff sie nach Astrids Hand und sagte mit gutmütigem Reden:

„Na und du, mein Herzchen, wirst ja auch das Deinige getan haben.“

„Gerda! Ich schwöre dir —“

„Ja, ja, ich weiß, keinen kleinen Finger hast du gerührt, nicht wahr?“

„Wahrhaftig, hab' ich auch nicht!“

Gerda lachte.

„Glaub's dir schon. Aber um so mehr hier deine munteren Blauäuglein! Die spazierten recht häufig zum großen Klaus hinüber.“

„Gerda, du bist einfach abscheulich.“

„Kleine, ich verdenk' dir's ja nicht!“ Und die Ältere zog jetzt ihrerseits die Schwester an sich.

„Und nun komm — erzähl' mir, wie alles kam!“

Im Schlafzimmer der Eltern drüben fiel inzwischen die Entscheidung.

„Wie gefagt, ich habe ja gar nichts gegen Peterfen, gegen seine Person. Nur eben das andere?“

„Was willst du nur immer damit?“ gab Frau von Henning zurück. „Werd' doch endlich einmal deutlicher.“

„Wenn du es wünschst — gut. Also ich meine Petersens Beruf, seine ganze Lebenssphäre. Kaufmann und Offizier, das sind zwei Welten, die verstehen einander nicht.“

„Du bist recht taktvoll, lieber Joachim!“

Frau von Hennings Vater hatte nämlich selber einem Bremenser Kaufmannsgehlcht angehört. Freilich dem alten Patriziat der Hansestadt. Doch hatte geschäftliches Unglück den Wohlstand der Familie später vernichtet.

„Vardon, liebe Anne-Marie, es lag mir jede Anspielung auf deine Familie selbstverständlich fern. Ich meine das ganz im allgemeinen. Da, wo nur der Erwerb der Lebenszweck ist und der erzielte Gewinn die Tüchtigkeit dokumentiert, da müssen sich doch ganz naturgemäß völlig andere Lebensanschauungen herausbilden als in unleren Kreisen. Du kennst ja meine Ansicht. Ich halt's mit dem alten Wort: Geld allein macht nicht glücklich.“

In Frau von Hennings Mienen zudte es bitter auf; aber sie behielt dann doch für sich, was sie dachte. Da sah der Oberstleutnant sie an.

„Ich weiß, was du denkst — die Liebe allein aber tut's auch nicht! Nun gut, Anne-Marie, wenn wir denn wieder einmal bei dem Punkte sind, so sollte dir dein eigenes Unglück doch wenigstens eine heilsame Warnung sein, daß niemand aus seinem Stand heraus soll. Du selber hast es ja oft genug ausgesprochen, daß du nicht zur Offiziersfrau paßt, daß du viel glücklicher geworden wärest, wenn du in deinen Kreisen geblieben. Ein Leben nur voller Opfer, nichts als Opfer, wie es in einer Offiziersbeziehung ohne Vermögen eben die Norm, das sei doch wahrhaftig keine Entschädigung für alles, was man aufgeben müßte.“

„Und hab' ich da nicht recht? Mit welchen Hoffnungen haben wir einmal angefangen, und wie hat es geendet?“

Joachim von Henning sann vor sich hin. In dem noch immer schönen Mannesgesicht lag Trauer, und sein Auge blickte voller Mitleid auf die Frau mit den vor der Zeit scharf gewordenen Zügen.

„Liebe Anne-Marie, für deine Person hast du recht. Nur allzusehr. Aber ich hätte mir unsere Ehe auch anders denken können, trotz aller Enge der Verhältnisse. Wenn du selber einer Offiziers- oder Beamtenfamilie entstammtest, also einem Lebenskreise, wo man seit Generationen nichts anderes kennt als altpreussische Einfachheit, wo man diese Einschränkungen also gar nicht als besondere Entbehrung empfindet und sich auf alle Fälle entschädigt sieht durch die idealen Seiten des Berufs —“

„Ach, komm mir doch nicht wieder damit. Davon redet man großartig bei Paradedinern, jawohl! Aber wo bleiben diese Ideale im täglichen Leben? Wenn es fehlt an allen Ecken und Kanten. Nein — mir imponiert man nicht mehr mit schönen Redensarten. Ich weiß, was daran ist!“

Der Oberstleutnant schüttelte den Kopf.

„Es hat wohl keinen Zweck, daß wir weiterreden. Du regst dich nur noch mehr auf. Komm, Anne-Marie, werd' doch wieder ruhig.“

Und er legte ihr die Hand begütigend auf die Schulter. Frau von Henning tupfte sich die Stirn mit dem kleinen Spigentuch. Sie ward ihrer Erregung Herr.

„Ja, laß uns wieder zur Hauptsache kommen. Nicht um uns handelt es sich ja hier, sondern um Astrid. Und ist es auch uns nicht beschieden gewesen, unser Glück zu finden, laß es uns unserm Kinde wenigstens nicht vorenthalten, Joachim!“

Ihr Ton klang weicher. Das blieb nicht ohne Eindruck auf den Mann. Zwar schwieg er noch, aber während er so mit verschränkten Armen, den Kopf gesenkt, auf und ab ging, sah man es in seinen Zügen arbeiten. Plötzlich blieb er vor seiner Frau stehen.

„Du glaubst also, es wäre ihr Glück? Liebt sie ihn denn wirklich so — und er sie?“

Frau von Henning schüttelte leise das Haupt. Wie ein schwaches Lächeln stand es um ihren Mund, der einst einmal weich und anmutsvoll gewesen sein mußte, ehe die herben Falten ihn umzogen. Ihr Auge haftete am Antlitz ihres Gatten, halb mitleidig, halb wehmütig.

„Du bist wirklich noch immer der Alte geblieben, Joachim — in der Beziehung. Als ob jeder gerade so empfinden müßte, und nur so wie du. Lern' doch verstehen, lieber Mann, daß es auch Menschen gibt, die anders denken. Weniger tief und idealistisch als du. Und daß die Welt nicht still stehen geblieben ist seit bald dreißig Jahren. Das junge Geschlecht heutzutage denkt weniger sentimental als wir damals. Dafür hat es gelernt, die Augen früher aufzumachen — und Gott sei Dank, daß es so ist.“

„Nun ja, meinnetwegen, aber was soll das alles?“

„Das will sagen, Joachim, es braucht ja nicht gerade immer gleich himmelhochjauchende Liebe zu sein, und es kann trotzdem ein Glück geben. Ja, vielleicht gerade dann viel mehr, wo sich einem gegenseitigen Gefallen auch noch klare Erwägungen der Vernunft gesellen, daß man übereinstimmt

in seinen Lebensbedürfnissen, daß die äußeren Verhältnisse Ruhe und Zufriedenheit gewähren.“

„Um —“ der Oberleutnant griff sich in den Uniformkragen. Es war, als wollte er noch einmal lebhaft widersprechen. Aber dann zuckte er die Schultern.

„Da finde ich mich freilich nicht mehr zurecht. Aber vielleicht weiß du's besser. Astrid ist also jedenfalls fest davon überzeugt, daß diese Ehe sie glücklich machen wird?“

„Ja, und ich nicht minder. Petersen wird sie auf Händen tragen. Er gibt einmal einen Musterehemann ab. Verlaß dich darauf! Wir Frauen haben einen Blick für so etwas.“

Im Gesicht des Oberleutnants zuckte es verhalten auf. „Na und umgekehrt? Darauf kommt es ja doch am Ende auch etwas an?“

„Du kennst doch Astrid. Er wird es nicht schlecht haben. Sie hat ihn ja immer gern leiden mögen. Nein, nein, Joachim, die beiden leben sich einmal sehr gut ein. Mir ist gar nicht bange.“

„Nun — wenn ihr es denn durchaus wollt — in Gottes Namen! Hoffentlich ist es nur das Nichtigste für unser Mädels.“

Sein Gesicht war wieder ernster und zeigte innere Bewegung. Frau von Henning aber, die befreit aufatmete, glänzte helle Freude auf dem Antlitz. Gott sei Dank, daß das in Ordnung war! Nun sah sie bessere Zeiten kommen. Und sie eilte hinauf zu Astrid, um der Harrenden die große Botschaft zu überbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vogelzug im Frühjahr.

Flauderei von Dr. Frits Slowronck.

Eins der größten Rätsel der Tierkunde ist noch immer die Massenwanderung der Vögel im Herbst und Frühjahr, deren Zahl auch bei vorsichtiger Schätzung nach Milliarden beziffert werden muß. Bei oberflächlicher Betrachtung erscheint es als ganz selbstverständlich, daß Tiere, denen die Natur durch die Flügel die Fähigkeit verliehen hat, weite Strecken schnell zu durchreisen, davon Gebrauch machen, um südwärts zu ziehen, wenn ihnen der Winter im Norden die Nahrungsquelle verschließt.

Da taucht schon die Frage auf, was ihnen den Weg von und nach Süden zeigt. Sie wäre leicht zu beantworten, wenn alle Vögel nur fremdenweils vor dem Winter zurückzuziehen würden. Das tun aber nur wenige Arten, die man deshalb als Strichvögel bezeichnet. So Hauptmenge zieht aber von ihren Wohnsitzen im hohen Norden so schnell als möglich bis über den Äquator hinaus auf die südliche Erdhälfte. Das ist jetzt wissenschaftlich erwiesen durch die Kennzeichnung von Vögeln mit Fuhrlingen, die von der Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung seit Jahren mit großem Erfolg durchgeführt worden ist.

Diese Maßregel ist in der ersten Zeit stark bekämpft worden, weil man annahm, daß die gekennzeichneten Vögel vermehrter Gefahr ausgesetzt sein würden. Das ist aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht der Fall. Der kleine Ring am Fuß des Vogels wird meistens erst entdeckt, wenn die Tötung aus irgend einem anderen Grunde erfolgt ist. Schon die kleine Zahl der gekennzeichneten Vögel fällt gegenüber der großen Masse gar nicht ins Gewicht, und noch weniger die paar Duzend, die unterwegs getötet werden, weil man den Ring an ihrem Fuße erkannt hat. Sie nützen damit der Wissenschaft, weil man dadurch die Wege, die von den Zugvögeln eingeschlagen werden, feststellen konnte. Und ferner erfährt man, daß Störche aus Norddeutschland bis nach Südafrika, also über 10 000 Kilometer weit fliegen. Dort wurde in der Wüste Kalahari ein Storch von einem Bushmann durch einen Pfeilschuss erlegt. Der Ring am Fuße des Vogels erregte abergläubische Scheu bei den Eingeborenen. Es fand sich aber doch ein beherzter Mann, der ihn abnahm und einem englischen Händler brachte. Durch diesen kam er nach England und schließlich an die eingetragene Adresse: „Vogelwarte Rossitten, Germany“. Durch die beigefügte Zahl konnte dort festgestellt werden, daß es sich um einen jungen Storch handelte, der auf einem Scheunendach in Ostpreußen das Licht der Welt erblickt hatte.

Geradezu ergötzlich und für französische Zustände sehr bezeichnend ist eine Komödie der Jünglinge, zu der eine in Rossitten gezeichnete Lachmöwe den Anlaß gab. Sie wollte mit vielen ihresgleichen an der Rhone in Südfrankreich und wurde dort erlegt. Der glückliche Schütze berichtete über den Ring einer großen Zeitung. Dort konnte man sich die Inschrift „Vogelwarte Rossitten“ nicht erklären, aber das Wort „Germany“ ließ sofort den Verdacht entstehen, daß die Brüssler bereits Möwen zu einem ähnlichen Zweck wie Brieftauben abrichten und verwenden. Dieser Verdacht wurde ganz ernsthaft erörtert und nur ganz schüchtern wagte sich die Vermutung hervor, daß es sich um einen Liebesboten handeln könne, der sich versloren hätte. Schließlich kam der ergötliche Zeitungstreiter zu Ohren eines Schweizer Gelehrten, aber der Besitzer

des Ringes weigerte sich, den „Talisman“ herauszugeben. So geschahen im 20. Jahrhundert in Südfrankreich!

Eine große Streitfrage ist es, weshalb nicht alle Vögel einer Art gleichzeitig ausbrechen. Von den Störchen und Schwänen z. B. weiß man, daß sie sich erst zu großen Gesellschaften vereinigen, die zusammen die Reise antreten. Bei Kranichen und Wildgänsen ist es ebenso. Aber bei den Staren hat man festgestellt, daß die Jungen des Jahres sich zusammenschlagen und schon ziemlich früh im Herbst sich auf die Reise machen, während die Alten in großen Schwärmen hier umherziehen, bis der Frost sie vertreibt. Da muß man doch fragen: was leitet die Jungen auf dem weiten Wege, den sie noch niemals zurückgelegt haben? Noch schwerer ist die Frage zu beantworten, weshalb viele Arten sich bereits auf den Weg begeben, obwohl weder das Wetter noch Nahrungsmangel sie dazu veranlassen können? Ferner: Welches ist die „Heimat“ der Zugvögel: der Norden, wo sie brüten, oder der Süden, wo sie hibern, ja acht Monate weilen? Nach unserem Sprachgebrauch müssen wir die Heimat für den Norden in Anspruch nehmen, wo sich ihr Liebesleben abspielt, wo sie sich eine Wohnstätte errichten und ihre Nachkommenschaft erziehen.

Ja, weshalb bleiben sie nicht im warmen Süden, wo ein unveränderlich schönes Klima und reiche Nahrung ihnen ein ungestörtes Wohlleben sichern? Weshalb ziehen viele Arten schon wieder zu einer Zeit nach Norden, wo sie hier noch Schnee und Frost finden, wo sie hier hungern und frieren müssen? Es ist doch unmöglich, den Vögeln sentimentale Gefühle zuzuschreiben, wie wir sie mit dem Begriff „Heimat“ verbinden! Selbst der Begriff: „Instinkt“, der sich immer da einstellt, wo die natürliche Erklärung fehlt, muß hier versagen, denn er soll doch eine Zweckmäßigkeit bedeuten. Ist es aber zweckmäßig, daß Vögel zurückkehren, um von der Reise entkräftet in einem scharfen Nachwinter umzukommen?

Man hat den Instinkt als das „Gedächtnis der Gattung“, als eine unbewußt aufgespeicherte Erfahrung zu erklären versucht. Wie will man aber das Versagen dieses Gedächtnisses erklären, wo doch Hunderttausende von Vögeln in jedem Frühjahr dieselbe Erfahrung machen?

Eine der betrübendsten Erscheinungen ist die stetige Abnahme der Zugvögel. Auch hierbei handelt es sich um Milliarden, denn es ist erwiesen, daß nicht einmal die Elternpaare, die bei uns gebrütet haben, vollzählig zurückkehren. Da man im Durchschnitt auf jede Brut drei Junge annehmen kann, kommt also mehr als der jährliche Zuwachs auf dem Zuge nach dem Süden um. Das sind sehr teure Reiselosten, die unsere Wandervögel bezahlen müssen!

Da der Storch ein großer Flugkünstler ist und auch nicht ein begehrenswerter Braten, der deshalb heftigen Nachstellungen von Seiten der Menschen ausgesetzt ist, so bleibt nur die einzige Annahme übrig, daß er im Süden an Nahrungsmangel eingeht, denn von Gegnern aus dem Tierreich, die ihm dort gefährlich werden, weiß die Naturkunde nichts. Nun ist es ja richtig, daß eine durch nichts gehemmte Vermehrung des Tierreichs unmöglich ist, selbst nicht bei den Arten, die wir nach unseren wirtschaftlichen Interessen als „nützlich“ bezeichnen. Nun ist aber seit einem Jahrhundert nicht nur keine Vermehrung, sondern eine sehr fühlbare Abnahme gerade derjenigen Vogelarten festgestellt, die wir als unsere besten Verbündeten im Kampfe gegen das Insektenheer hochschätzen müssen. Weder die Wissenschaft noch die Technik können dem Gärtner und Landwirt bei der Abwehr schädlicher Insekten so wirksam helfen, wie das Heer der kleinen Singvögel.

Wir pflegen ja bei dieser Gelegenheit stets voll edler Enttäuschung auf den abscheulichen Massenmord in den südeuropäischen Ländern hinzuweisen. Er ist durch nichts zu entschuldigen, aber er entbindet uns nicht der Pflicht, vor unserer eigenen Tür zu stehen, um festzustellen, ob wir nicht auch etwas zur Verminderung der Singvögel beitragen. Leider muß diese Frage bejaht werden, denn in den mitteleuropäischen Kulturstaaten fehlen den meisten Singvögeln die Nistgelegenheiten und der Unterschlupf, den sie zu ihrer Sicherheit brauchen.

Das ist die unabweisliche Folge der modernen, von läßlichen praktischen Erwägungen geleiteten Land- und Forstwirtschaft, die auf die Erzielung der höchsten Reinerträge ausgeht und kein anderes Interesse gelten läßt. Zu diesem Zweck wurde der Boden melioriert. Der Acker wurde drainiert, wobei jeder Graben, jede Hecke, jeder Strauch und Baum beseitigt wurde. Moore und Bräcker wurden entwässert und zu ertragreichen Wiesen umgewandelt, bis der Zustand erreicht war, den man so treffend mit dem Wort „Kultursteppe“ bezeichnet. Ebenso gründlich wurde der Wald „verbessert“, indem man die Laubhölzer, vor allem Eiche und Buche, durch die schneller wachsenden Nadelbäume, Kiefer, Fichte und Lärche, ersetzte. So sind in etwa anderthalb Jahrhunderten acht Beuhel aller Laubwälder in Deutschland durch Nadelholz verdrängt worden. Ja hier wird noch mit Sorgfalt jeder hohle Baum entfernt.

Die Folgen sind nicht ausgeblieben. Fast alljährlich werden Tausende von Hektar Wald durch die Ronne und den großen Kiefernspinner vernichtet, weil die Singvögel fehlen, die der Vermehrung dieser Schädlinge Schranken setzen können. Eine Hofnung auf Besserung bahnt sich langsam an, denn die Forstwirte beginnen seit einiger Zeit wieder gemischte Bestände zu schaffen.

In der Landwirtschaft hat die Jagd die Umkehr veranlaßt. Denn die Jäger verlangen mit Recht für die hohen Pachtpreise,

die sie zählen, einen reichen Wildbestand. Der läßt sich aber nur erziehen, wo das Kleinwild in Hecken und Heimen Schutz findet. Um ihn zu schaffen, sind allmählich wieder viele Deuländeren, wenig fruchtbar Bergkuppen, Begländer usw., mit Ginster, Hecken von wildem Obst, Brombeeren und Topinambur bepflanzt worden, in denen nun auch die kleinen Singvögel Nistgelegenheit und Unterschlupf finden. Und überall da, wo diese Entwicklung im Interesse des Waldwerts Platz gegriffen hat, sind auch die Singvögel wieder eingezogen.

Ob der Massenmord in Südeuropa im Laufe der Zeit durch Gesezes auf ein erträglicheres Maß zurückgeführt werden kann, ist sehr zweifelhaft. Die Südländer betrachten die Vogelmajen, die zweimal im Jahre bei ihnen durchziehen und tagelang ermahnt dort rasten, als ein Geschenk der Natur, das sie nach unalter geheiliger Sitte sich aneignen dürfen. Die ethischen Momente, die uns abhalten, jede Vogelart ohne Unterschied als Nahrungsmittel zu betrachten und zu verpeisen, sind ihnen fremd.

Und wir haben kein Recht, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, solange wir noch Vogelherde und Entenfänge zulassen, wo Vögel nach vielen Tausenden erbeutet werden. Ja, wie wenige Jahre sind es denn her, daß bei uns noch Millionen von Kranz- vögeln in der Schlinge gefangen werden durften? Auch sonst ist es mit dem Vogelschutz bei uns sehr schlecht bestellt. Die Gefährdung der Zugvögel wird ja leider, wie man zu geben muß, durch eine unaufrichtige Kulturentwicklung herbeigeführt. Da sind in erster Linie die zahllosen Telegraphendrähte zu nennen, die alle Eisenbahnlinien begleiten. An ihnen kommen mehr Vögel zu Schaden, als man im allgemeinen vermutet.

Noch gefährlicher sind die Leitungsdrahte der elektrischen Ueberlandzentralen, die von Jahr zu Jahr immer dichter ganz Deutschland überspinnen. Jeder Vogel, der die Drähte berührt, wird nicht nur blitzschnell getötet, sondern durch den elektrischen Strom in unglaublich kurzer Zeit zu einem Häuflein unkenntlicher Ueberreste verbrannt. Diese Gefahr ließe sich durch eine nicht leitende Umkleidung der Drähte beseitigen, wenn sie überhaupt möglich wäre, was nicht nur wegen der hohen, die Rentabilität gefährdenden Kosten, sondern überhaupt zweifelhaft ist. Man kann nur hoffen, daß die Vögel diese Gefahren erkennen und vermeiden lernen.

Biel leichter läßt sich die Gefahr, wenigstens zum großen Teil, beseitigen, die den Zugvögeln von den Leuchtthürmen droht. Da ist man darauf verfallen, die Kuppel mit einem Gerüst von dünnen Stangen zu umgeben, das den Vögeln reichliche Sitzgelegenheit bietet. Die Erfolge dieser Maßregel sind so errenlich, daß man nur wünschen kann, sie bei jedem Leuchtfeuer angewendet zu sehen.

Seit einigen Jahrzehnten hat man nun beobachtet, daß einige Vogelarten, die früher stets fortzogen, im Winter bei uns bleiben. Von der Amsel ist das ja schon im allgemeinen bekannt. Vielleicht kann man die Ursache in der Reihe milder Winter suchen, die den Vögeln das Hierbleiben erleichterten. Auch das an allen Orten geliebte Spenden von Nahrung im Winter mag dazu beigetragen haben. Aber ganz zu erklären ist es doch nicht, was in dem kleinen Vogelherzen den angeborenen Wandertrieb zum Erlöschen gebracht hat.

So steigen, je mehr wir unsere Tierkunde erweitern und vertiefen, immer neue Rätsel vor uns auf, deren Lösung immer schwieriger wird, je ehrlicher wir nach den letzten Ursachen forschen! . . .

Wie Jules Verne Romanschriftsteller wurde.

Persönliche Erinnerungen an Jules Verne, den Schöpfer des sog. naturwissenschaftlichen Romans, veröffentlicht Felix Duquesnel im Temps. Er war mit dem späteren weltberühmten Verfasser der „Reise um die Welt in 80 Tagen“ und der vielen artverwandten phantastischen Romane bereits eng befreundet, als Jules Verne noch unbekannt aus seiner Heimatstadt Nantes als junger Rechtsstudent nach Paris kam. Aber die Jurisprudenz vermochte den jungen Rechtsbesessenen nicht in ihrem Bann zu halten, magnetisch zog ihn das Theater an, der jüngere Dumas lernte ihn kennen, und durch dessen Vermittelung spielte man 1850 im Théâtre-Districte einen Einakter in Versen des 22jährigen Debutanten. Das Stück hatte sogar einen gewissen Erfolg, wurde gedruckt, und Dumas kaufte die ersten Exemplare: „So werden Sie wenigstens einen Käufer haben, lieber Freund,“ meinte er lachend. 1834 war Jules Verne Sekretär am Théâtre-Francaise; zugleich schrieb er damals gemeinsam mit Michel Caréé Libretti für Aristide Dignard, der als Musiker nicht ohne Begabung war. Aber diese Tätigkeit für das Theater beschäftigte die Arbeitskraft des jungen Jules Verne nicht völlig; er wurde, ohne seine Beziehung zu den Bühnen zu opfern, Wechselmaler; er ging an die Börse. Der bekannte Börsenmaler Egath handte ihn als seinen Kommissionär zur Börse. Und hier blieb Jules Verne mehrere Jahre hindurch, machte wenig Geschäfte, amüsierte aber durch seine witzigen Einfälle und seine Ironie eine gewisse Börsianergruppe, die sich immer an einer bestimmten Stelle, an der rechten Seite des Säulenganges, zur Börsenzeit traf. Darunter befanden sich auch der Direktor des Credit mobilier Wallut,

der Graf von Carbaillac und viele andere Männer, die zugleich mit der Börse und der Literatur Beziehungen unterhielten. Man langweilte sich damals nicht auf der rechten Seite des Säulenganges; Verne führte das große Wort, war ein unerhöpflicher und amüsanter Blaudeker, immer schlagfertig und dabei ein Skeptiker. Allein eines Tages erschien er mit seltsam ernster Miene im Kreise seiner Börsenkollegen und erklärte ihnen: „Kinder, ich vermute, ich werde mich zurückziehen, Ich habe die „Idee“, daß, wie Girardin meint, jeder Mensch die Pflicht hat sein Glück zu machen. Ich habe einen Roman geschrieben, eine neue Gattung, eigene Erfindung. Wenn er Erfolg hat, wird er, daran zweifle ich nicht, die Ader einer Goldmine. Dann werde ich unermüdet fortfahren, während Ihr auch weiterhin Papiere am Vorabend der Bourse kaufen und am Vorabend der Saussie wieder verkaufen werdet. Ich habe den Eindruck, daß es mir beschieden sein wird, mehr Geld zu verdienen.“ Man begann zu lachen. „Nacht nur zu,“ meinte er, „wir werden schon sehen, wer zuletzt lacht.“ Einige Wochen später begann der Roman „Fünf Wochen im Luftballon“ zu erscheinen, machte das größte Aufsehen und wurde sofort in alle Weltsprachen überetzt. Jules Verne hatte Recht behalten: „Die Ader war gefunden.“ Welche Summen er im Laufe seiner rastlosen Tätigkeit eingenommen haben muß, läßt sich kaum berechnen; charakteristisch ist eine Episode, an der Duquesnel persönlich beteiligt war. Der „Michael Strogoff“ sollte erscheinen. Eines schönen Morgens erschien Jules Verne bei Duquesnel, ein großes Manuskriptpaket unter dem Arm. „Hier, lies das mal und sag mir, ob ein Theaterstück drin steckt. Ich komme übermorgen wieder.“ Als er wiederkam, konnte ihm Duquesnel ein fertiges Scenarium vorlegen. „Willst Du das Stück mit mir schreiben?“ „Nein.“ „Warum?“ „Weil ich zu faul bin und weil Du den gegebenen Mitarbeiter halt: Ennery.“ Jules Verne ging zu Ennery, das Stück wurde angegearbeitet, Duquesnel übernahm die Regie, 1880 wurde es gegeben, erzielte hintereinander 400 Aufführungen und brachte alles in allem einen Reingewinn von — 1 500 000 Frs.!

Vermischtes.

— „Musik der Kälte“ benennen alle diejenigen, die im Winter Sibrien bereisen, die eigenartigen Töne und Resonanzen, die von allen Gegenständen ausgehen, wenn die Temperatur daselbst auf 50 Grad unter Null sinkt. Ein Reisender, dessen Eindrücke im „Ménestrel“ veröffentlicht sind, verfidert, daß das „Kältkonzert“ fast schon zsharter und unangenehmer sei, als die Kälte selbst. Ein kreischender, unbeschreiblicher Laut tönt auf der weiten Fläche; alles klingt, als ob Metallplatten aneinandererschlagen. Der Ruf eines Pferdes, der gegen einen Stein schlägt, klingt wie eine Glocke — ein gerüttelter Baum gibt einen Ton wie Stahl — ein Schlitten, der über den Schnee gleitet, gibt das Gefühl, als ob man etwas reihen hört, und oft erklingt dabei ein schrillerer Ton, der übertriebene, kreischende Ton des Diamanten, der Glas schneidet. Das ist das eigentümliche andauernde Orchester der Kälte — das auch manchmal den mitgenommenen Lebensmitteln des Reisenden eine eigene Sprache gibt. So konnte man einen völlig gefrorenen Schinken nicht mehr schneiden, und als man mit einem Beise dagegen schlug, erklang er wie ein Anstoß, während ein anderes Mal der erzählende Reisende von einem monotonen, dumpfen Geräusch, das das bekannte Kreischen des Gefährts begleitet, gestört ward. Es schien ihm, als ob zwei Stücke Eisen ständig gegeneinander geschlagen würden. Das war der Geiang der Milch, die zu Eis gefroren, als fester Block in ihrem Gefäß, gegen ein ebenfalls gefroreses Suhn schlug.

Skat-Aufgabe.

Hinterhand reizt bis Solo, weshalb Mittelhand Null ower spielt mit folgender Karte:



Vorhand hat acht Augen in ihren Plättern mehr als Hinterhand. Das Spiel geht verloren, obgleich die übrigen Bique nicht zusammen stehen. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

D	A	U	N
A	L	M	A
U	M	B	A
N	A	A	S